

KOLUMBIEN

"Die Kohle ist blutbefleckt"

Ganze Dörfer müssen in Kolumbien dem Bergbau weichen. Menschen werden bedroht und ermordet. Der Tagebau verursacht enorme Umweltschäden. Deutsche Versorger, die kolumbianische Kohle importieren, kümmert das wenig.

VON Alexandra Endres | 18. April 2013 - 08:00 Uhr

© Alexandra Endres



Aníbal Pérez hat für die Kohlekonzerne Drummond gearbeitet und wurde entlassen. Heute setzt er sich als Präsident der Vereinigung der kranken Drummond-Arbeiter für seine Rechte und die seiner Kollegen ein.

Aníbal Pérez war nicht zu Hause, als die Bewaffneten kamen, am helllichten Tag. Seine Familie erzählte ihm später davon. "Drei Männer fuhren auf zwei Motorrädern vor und drangen in mein Haus ein", berichtet er. "Sie hatten Pistolen und bedrohten meinen 13-jährigen Sohn und meine Frau. Ich sollte aufhören, mich mit den Multis anzulegen, sagten sie, und dass ich zu viel rede."

Pérez ist 38, ein kräftiger, entschlossen wirkender Mann. Die schwarzen Haare hat er im Nacken zusammengebunden, um den Hals trägt er ein goldenes Kreuz. In der Hafenstadt Santa Marta im Norden Kolumbiens kämpft er gegen seinen ehemaligen Arbeitgeber Drummond, einen Bergbaukonzern aus Birmingham im US-Bundesstaat Alabama: für sich und im Namen seiner kranken Kollegen, die sich unter dem Dach der örtlichen Kohlegewerkschaft zusammengeschlossen haben.

Er hat mächtige Gegner. Den jüngsten Drohbrief, den Pérez per Mail erhielt, zierte die Abbildung zweier gekreuzter Gewehre. Das Schreiben erklärte ihn zum "militärischen Ziel", ebenso wie "jeden, der unsere Einkommensquelle bedroht". Paramilitärs könnten die Absender gewesen sein. Sie hatten schon vorher Drohbriefe an die Kohlegewerkschaft von Santa Marta geschickt.

Drummond lässt eine Anfrage zu dem Fall unbeantwortet. Für den Konzern geht es um viel Geld – und um einiges andere mehr. Drummond ist einer der großen Steinkohleförderer in Kolumbien, einem Schwellenland, das nach langem Bürgerkrieg noch nicht befriedet ist. In der Hoffnung auf Wohlstand treibt die Regierung den Bergbau voran. Nicht alle Kolumbianer finden das gut. Gewerkschafter fordern einen größeren Teil der Erträge für die Beschäftigten, Umweltschützer beklagen die ökologischen Schäden, Kapitalismuskritiker warnen vor einem Ausverkauf des Landes. Und Menschenrechtler sagen, der Streit um Ressourcen werde mit tödlicher Gewalt geführt.

An Kolumbiens Bodenschatz ist auch Deutschland interessiert. Ein Fünftel des deutschen Stroms wird mit Steinkohle erzeugt, drei Viertel des in deutschen Kohleleibern verfeuertem Brennstoffs werden importiert. Wenn die Subventionen für deutsche Steinkohle im Jahr 2018 auslaufen, könnten es 100 Prozent sein. Kolumbien ist, nach den USA und Russland, der dritt wichtigste Lieferant. Kohle aus Kolumbien bedeutet für Deutschland mehr Energiesicherheit.

Doch Versorger in Deutschland wie E.on, RWE, EnBW, Vattenfall und Steag sprechen nicht gerne über die kolumbianische Kohle – obwohl sie viel davon kaufen. Wer in Kolumbien auf Spurensuche geht, der bekommt eine Ahnung davon, warum das Thema für die Konzerne so heikel ist. Die Kohle sei "blutbefleckt", sagen Menschenrechtsorganisationen. Für sie würden Menschen bedroht, von ihrem Land vertrieben und ermordet.

Santa Marta. Die Stadt am karibischen Meer ist berühmt für ihre Strände. Es heißt, der Sand dort sei noch weißer gewesen, bevor die Kohle kam. Ob das stimmt, ist schwer zu sagen. Wahr ist aber, dass Anfang Januar im Hafen ein schwerer Unfall passierte. Drummond kippte Hunderte Tonnen Kohle ins Meer, um ein Transportboot vor dem Untergang zu bewahren – und verschwieg dann, was geschehen war. Nachdem Blogger den Skandal öffentlich gemacht hatten, stoppte das Umweltministerium den Verladebetrieb des Konzerns. Fast einen Monat lang war Drummond komplett blockiert.

Vom Strand aus sind die Überseefrachter zu sehen, die in den tiefen Gewässern vor der Stadt auf die Kohle warten. Der Hafen ist für die großen Pötte zu seicht. Deshalb bringen Barkassen die Ladung hinaus – zumindest so lange noch, bis die neuen Häfen fertig sind, die Drummond und Konkurrent Prodeco, eine Tochter des Schweizer Glencore-Konzerns, gerade errichten. Von 2014 an müssen sie ihre Kohle automatisch verladen. Das soll die Umweltschäden durch den Kohlestaub minimieren. Für Prodeco ist der Neubau eine der größten Investitionen der vergangenen Jahre, ein Projekt, das die Kapazität des Hafens stark erweitert und die Verladung der Kohle beschleunigt.

Bis er während der Arbeit von der Mole stürzte und sich den Knöchel brach, gehörte Aníbal Pérez zu den Männern, die für Drummond Kohle auf die Barkassen luden. Nach dem Unfall habe das Unternehmen ihn gefeuert. "Man sagte mir, ich brächte nicht mehr genügend Leistung", erinnert er sich. Das war vor sechs Jahren. Seither streitet Pérez vor

Gericht um seinen Job. Sein Körper sei der beste Beweis dafür, dass man ihn als Kranken nicht hätte entlassen dürfen, sagt er: der schlecht operierte Knöchelbruch, die von der schweren Arbeit kaputte Wirbelsäule, die steife Schulter, das Magengeschwür, das mit den Existenzsorgen kam. "Ich habe diesem Unternehmen einen Teil meines Lebens geschenkt", sagt Pérez. "Aber Drummond hat mir meine Existenz geraubt."

© Ministro de Minas y Energía



Kolumbiens Bergbauminister
Federico Renjifo

Der Konzern erklärt, sich an die internationalen Standards der Arbeitssicherheit und Gesundheitsprävention zu halten, ebenso wie an die kolumbianischen Gesetze, die Invaliden eine staatliche Rente garantieren. Wer mit den Kohlegewerkschaftern von Santa Marta spricht, hört allerdings viele Geschichten wie die von Aníbal Pérez. Die von Carlos Mendriz zum Beispiel, der sich selbst "lebendig tot" nennt – zumindest, was seine Aussicht betrifft, je wieder einen Job zu finden, mit seiner kaputten Wirbelsäule, den kaputten Knien und den Depressionen. Mendriz sagt, er wisse kaum noch, wie er seine sieben Kinder ernähren solle.

Bogotá. Manuel Rodríguez ist vielleicht der bekannteste Ökoaktivist Kolumbiens. Der 66-Jährige war der erste Umweltminister seines Landes, er setzte sich dafür ein, dass der Umweltschutz Anfang der neunziger Jahre in die Verfassung aufgenommen wurde. Heute ist Rodríguez Universitätsprofessor in der Hauptstadt Bogotá, ein freundlicher Herr mit besten Umgangsformen – aber sehr deutlich in seiner Kritik an der Regierung, die den Bergbau eine "Lokomotive" der wirtschaftlichen Entwicklung nennt. Auf allen Kanälen schreibt Rodríguez dagegen an. "Die von der Regierung so sehr begackerte Bergbau-Lokomotive" werde das Land noch in eine Umweltkatastrophe stürzen, twitterte er nach Drummonds Barkassenunfall in Santa Marta.

Die Regierung sieht das naturgemäß anders. In den vergangenen Jahren, teilt sie mit, sei der Bergbau jährlich um 15 Prozent gewachsen, so stark wie keine andere "Lokomotive". Zudem ziehe die Branche einen großen Teil der ausländischen Investitionen an. Steinkohle ist, nach dem Erdöl, das zweitwichtigste Exportgut Kolumbiens. Mehr als 90 Millionen

Tonnen wurden 2012 gefördert. So gut wie alles ging ins Ausland. Deutschland kaufte 8,5 Millionen Tonnen.



Entwicklung durch Export? Bergbauminister Federico Renjifo wirbt für diese Idee. Er empfängt in seinem Ministerium, das in einem schmucklosen Bürobau im Norden der Hauptstadt untergebracht ist. "Wir brauchen den Bergbau, um den Sozialetat zu finanzieren", sagt er. Ein Viertel der öffentlichen Ausgaben, mit Ausnahme der Auslagen für staatliche Finanzinstitute, werde durch die Steuern und Konzessionsabgaben des Minensektors finanziert.

"Wir wollen den Bergbau – auf ökologisch und sozial nachhaltige Art", erklärt Renjifo. Die Regierung habe Sozial- und Umweltauflagen verschärft und die Kontrollen verbessert. In der Kohleregion Cesar, wo Drummond und Prodeco nach Kohle graben, habe man den Bergbaukonzernen wegen der Luftverschmutzung Lizenzen verweigert. Aus dem gleichen Grund ordnete die Regierung vor drei Jahren an, dass die Konzerne drei Dörfer an einen neuen, besseren Standort umsiedeln müssen – etwas, was es nie zuvor gegeben hatte.

Manuel Rodríguez ist mit alledem nicht zufrieden. Er hält die Entwicklungsstrategie für falsch. Es sei unwahrscheinlich, dass die Devisen aus dem Bergbau Kolumbiens tatsächlich Wohlstand bringen könnten, sagt er. Gerade in den Kohleregionen wie Cesar sei die Armut größer als anderswo. Und die Tagebaue verursachten vielerorts enorme Umweltschäden. Ein besonderes Risiko sei überdies die Gewalt, sagt der Ex-Minister. Guerilla und Paramilitärs finanzierten sich nicht nur durch den Drogenschmuggel, sondern auch durch den illegalen Bergbau und durch die Erpressung legaler Unternehmen. Im gleichen Tempo, in dem der Bergbau an wirtschaftlicher Bedeutung gewinne, wachse die Gefahr neuer Gewalt. Schließlich habe es in Kolumbien Tradition, Konflikte gewaltsam zu lösen, sagt Rodríguez.

Dieser Satz begegnet einem häufig, wenn man auf den Spuren der Kohle durchs Land reist. Gewerkschafter scheinen besonders oft zur Zielscheibe zu werden. Das liegt auch daran, dass Kolumbiens Arbeiterbewegung einst Seite an Seite mit der Guerilla kämpfte. Zwar haben sich die Gewerkschaften bereits Anfang der neunziger Jahre vom bewaffneten Kampf distanziert, jedoch sind in den vergangenen 25 Jahren mehr als 2.700 Arbeitervertreter umgebracht worden. Unter den Ermordeten sind auch

Kohlegewerkschafter, vor allem aus der Region Cesar. Einer der spektakulärsten Fälle geschah vor zwölf Jahren, als zwei Drummond-Gewerkschafter von Paramilitärs getötet wurden. Drummond weist jede Verwicklung in das Verbrechen von sich. Doch im Januar wurde ein Subunternehmer von Drummond als Drahtzieher verurteilt, und das Gericht ordnete weitere Ermittlungen gegen Drummond-Manager an.

© Alexandra Endres



Flower Arias verhandelt mit den Kohlekonzernen über die Umsiedlung seines Dorfes Boquerón.

Boquerón. Boquerón ist eines der Dörfer, die auf Regierungsanordnung der Kohle weichen müssen. Flower Arias ist dort geboren und aufgewachsen. Jetzt verhandelt er im Auftrag der Dorfgemeinschaft mit den Konzernen über die Bedingungen ihrer Umsiedlung. Boquerón ist von Tagebauen umzingelt. Drummond gräbt im Norden und Süden, das Unternehmen Prodeco im Westen und Osten. Das Dorf seiner Kindheit sei schon lange verschwunden, der Bergbau habe ihnen ihre Felder genommen, erzählt Arias. "Wir können nicht mehr jagen und haben keinen Zugang mehr zum Fluss."

© Alexandra Endres



Ein Tagebau des Kohlekonzerns El Cerrejón im Departement Guajira, Kolumbien

Dennoch würde Arias am liebsten bleiben. In einem zerfledderten Heft hält er alles fest, was er für die Zukunft bewahren will: die Namen der fünf Gründungsfamilien zum Beispiel, Boqueróns Gründungsdatum (1889) und acht traurige Verse zum Gedenken an "das Boquerón meiner Seele, die Heimerde, die ich in meinem Innersten trage". Die Umsiedlung raube der Dorfgemeinschaft ihre Geschichte, sagt er. "Aber was können wir schon tun gegen eine Anordnung des Staates?"

Was bleibt, ist die Hoffnung auf bessere Perspektiven: Land für jede Familie, Stipendien für die Kinder, Einkommensquellen für die Erwachsenen. Drummond und Prodeco betuern, gemeinsam mit den Gemeinden an einem guten Ergebnis für alle zu arbeiten. Dennoch: "Die Menschen werden alleingelassen", sagt die Anwältin Andrea Torres, die Boqueróns Einwohner in den Umsiedlungsgesprächen unterstützt. Bislang sei noch nicht einmal klar, wo das neue Boquerón erbaut werden könne: "80 Prozent der Region Cesar sind für den Bergbau konzessioniert. Das macht es schwierig, einen Ort zu finden."

Puerto Bolívar. Ein Großteil der Kohle, die Versorger in Deutschland aus Kolumbien einkaufen, nimmt den Weg durch Puerto Bolívar. Der Hafen liegt im äußersten Nordosten des Landes. Er gehört Cerrejón, dem größten Kohlekonzern Kolumbiens. Cerrejón entstand, als sich um die Jahrtausendwende staatliche und private Bergbauunternehmen zusammaten, und ist zu je einem Drittel im Besitz der Multis BHP Billiton, Anglo American und XStrata (Glencore). Fast 40 Prozent der kolumbianischen Kohle werden in Cerrejóns Tagebauen gefördert. Zum Vergleich: Drummond schafft etwas mehr als ein Drittel, Prodeco rund ein Siebtel.

Etwa zwei Drittel der kolumbianischen Kohleproduktion gehen nach Europa. Der allergrößte Teil landet in niederländischen Häfen (siehe Grafik). Über den Rhein werden von hier aus auch die deutschen Kraftwerke versorgt. Wer genau wie viel Kohle von welchem Bergbaukonzern kauft, lässt sich nicht vollständig nachvollziehen. Viele Lieferungen laufen über Händler, und Daten über die direkten Lieferungen an die Stromversorger werden nicht vollständig veröffentlicht. Drummond beispielsweise teilt mit, Informationen über Kunden seien nur für Geschäftspartner bestimmt.

Aber die öffentlich zugänglichen Statistiken und Unternehmensangaben zeigen: E.on, RWE, Vattenfall, EnBW und Steag – alle fünf kaufen in Kolumbien Steinkohle ein, bei Cerrejón, Drummond, Prodeco. Und sie kennen die Vorwürfe gegen die Bergbaukonzerne. Detailliert dazu äußern möchten sie sich aber nicht. Rein aus Wettbewerbsgründen gebe man über Liefermengen und Quellen keine genaue Auskunft, betonen sie. "Mit jeder Angabe, die wir machen, verschlechtern wir die Verhandlungsposition gegenüber unseren Lieferanten", erklärt etwa ein Steag-Sprecher.

Er will nur sagen, dass Steag kolumbianische Kohle ausschließlich von Cerrejón kaufe. Dem Branchennewsletter *Coal Americas* zufolge waren es im Jahr 2012 rund 2,5 Millionen Tonnen. Für Vattenfall verzeichnet der Newsletter direkte Lieferungen von Cerrejón

in Höhe von zwei Millionen Tonnen und weitere 160.000 Tonnen von Prodeco. EnBW schreibt, Cerrejón sei der einzige direkte Lieferant. Daneben beziehe man Kohle indirekt von Drummond und Prodeco, insgesamt 1,5 Millionen Tonnen. RWE gibt an, im Jahr 2011 rund 4,1 Millionen Tonnen Kohle aus Kolumbien bezogen zu haben, mehr als 40 Prozent aller eingekauften Steinkohle. *Coal Americas* verzeichnete im Jahr 2012 denn auch Lieferungen von Cerrejón und Drummond an RWE. Cerrejón lieferte 1,4 Millionen Tonnen, Drummond weitere 180.000 Tonnen.

Am meisten kauft aber E.on in Kolumbien ein. Der größte Stromkonzern Europas hat eigenen Angaben zufolge 2011 rund 7,2 Millionen Tonnen aus Kolumbien bezogen, das entspricht 30 Prozent aller eingekauften Steinkohle. Wie viel davon am Ende tatsächlich in deutschen Kraftwerken landet, lässt sich aber nicht genau sagen.

Nachweisbar sind lediglich direkte Lieferungen von Cerrejón in Höhe von 3,2 Millionen Tonnen, von Drummond in Höhe von 160.000 Tonnen und von der Goldman-Sachs-Tochter Colombian National Resources in Höhe von 130.000 Tonnen.

Der größte Teil der Schiffsladungen wird in niederländischen oder belgischen Häfen gelöscht. Weitere 600.000 Tonnen gehen an türkische Häfen. Hinzu kommen Lieferungen nach Spanien, Italien, Großbritannien, Portugal, Slowenien – und China.

La Mina. Von Puerto Bolívar aus führt eine 150 Kilometer lange Eisenbahnstrecke zu Cerrejóns Minen. Neunmal am Tag legt der Kohlezug die Strecke zurück. Parallel zur kolumbianisch-venezolanischen Grenze durchschneiden seine Gleise das halbe Departement Guajira. Es ist das Territorium der Wayúu, der größten indigenen Ethnie des Landes –, und Schmugglerland. Illegale Drogen werden über die Guajira außer Landes geschafft, und nachts holen "Pimpineros" im Konvoi unverzollten Treibstoff aus Venezuela. Tagsüber säumen sie die Straßen und bieten ihr Benzin aus Kanistern feil. Neben dem Kohlebergbau ist der Schmuggel die wichtigste wirtschaftliche Aktivität der Region.

Das Geschäft ist so lukrativ, dass bewaffnete Banden sich seiner bemächtigt haben, unter ihnen ehemalige Paramilitärs. Auch die Guerilla ist in der Guajira aktiv. Das macht das Reisen gefährlich. Cerrejón-Mitarbeiter, die in firmeneigenen Jeeps unterwegs sind, sind angehalten, ständig per Funk Kontakt mit der Zentrale zu halten.



Die Wayú Angela Vanesa Epinayu (links) und Rosario Pushaina Epinayu in einem Gartenbauprojekt des Kohlekonzerns Cerrejón, in der Nähe des Hafens Puerto Bolívar

Auch Gewerkschafter müssen sich vorsehen. Igor Díaz, der Chef der Cerrejón-Gewerkschaft Sintracarbón, wurde im Januar ebenso wie ein weiterer Gewerkschaftsführer am Telefon mit dem Tod bedroht – genau zu der Zeit, als Sintracarbón und Cerrejón routinemäßig über einen neuen Tarifvertrag verhandelten. Wenn die beiden jetzt unterwegs sind, wissen nur wenige Vertraute, wo sie sich befinden. In Valledupar, der Hauptstadt des Cesar, lässt Díaz ein lange geplantes Treffen platzen. Aus Sicherheitsgründen habe er seine Reiseroute kurzfristig ändern müssen, erklärt er später am Telefon.

Cerrejón, der wichtigste Lieferant der Deutschen, ist in der Guajira der einzige Kohlekonzern – anders als in der Nachbarregion Cesar, wo viele Unternehmen nach Steinkohle buddeln. Manche sagen: Cerrejón ist in der Guajira einflussreicher als der Staat.

Seit einigen Jahren hat Cerrejón eine eigene Abteilung für soziale und ökologische Fragen. Selbst die Kritiker des Unternehmens geben zu, dass sich seither viel gebessert habe. Durch eine Stiftung finanziert Cerrejón Landwirtschaftsprojekte, schafft Vermarktungswege für die traditionellen Handarbeiten der Wayú-Frauen, baut Grundschulen, fördert Sportunterricht und unterstützt Berufsschulen. Auch Drummond und Prodeco betreiben solche Projekte.

Wer Cerrejóns Projekte besucht, trifft auf begeisterte Mitarbeiter, propere Schulen, blühende Gärten. Nur einmal sagt eine Frau am Rande: "Cerrejón müsste viel mehr tun." Zu viele Wayú-Kinder hätten immer noch keine Chance auf eine vernünftige Schulbildung. Aus ihrer Sicht wäre es die Aufgabe des Konzerns, das zu ändern. Cerrejón aber sagt, man könne nicht den Staat ersetzen.



In einem Gartenbau-Projekt von Cerrejón sortieren Mitarbeiter Hibiskusblüten.

In der Mitte der Guajira liegt La Mina, die Mine: 69.000 Hektar konzessioniertes Gelände, ein Fünftel davon wird in sechs Tagebauen ausgebeutet. Das Areal ist umzäunt und wird von bewaffneten Wachposten gesichert. In seiner Mitte befindet sich eine kleine Stadt, mit Wohnhäusern, Bürobaracken, einem Hotel. Das Städtchen ist nicht protzig, doch die Arbeiter, die täglich mit Bussen aus der Umgebung zu ihren Zwölf-Stunden-Schichten gebracht werden, nennen es Beverly Hills.

Carlos Franco leitet Cerrejóns Abteilung für soziale Verantwortung und internationale Beziehungen. Man könnte auch sagen: Er ist für das Image des Konzerns zuständig. Das ist kein leichter Job. Cerrejón soll zugelassen haben, dass Umsiedlungen mit Gewalt durchgesetzt wurden. Menschenrechtsaktivisten sagen, das Unternehmen setze unliebsame Anwohner unter Druck, etwa indem es nötige Trinkwasserlieferungen verzögere. Umweltschützer kritisieren, seine Kohle verschmutze die Flüsse und die Luft der Umgebung. Anwohner wie Arbeiter klagen, der Kohlestaub mache sie krank.

Franco weist alle Vorwürfe zurück. Erst kürzlich habe eine renommierte Universität festgestellt, dass kein Zusammenhang zwischen den Krankheiten der Menschen in Cerrejóns Nachbarschaft und dem Staub feststellbar sei, sagt er. Und Umsiedlungen seien nie wünschenswert. "Wenn sie aber nötig werden, tun wir alles dafür, sie so gut wie möglich durchzuführen." Cerrejón erstatte verlorenes Vermögen, baue neue Häuser mit Strom- und Wasseranschluss, zahle die Ausbildung der Kinder bis zum Universitätsexamen, garantiere über Jahre eine psychologische Begleitung und unterstütze die Leute im Aufbau eines Projekts, mit dem sie später ihren Lebensunterhalt verdienen könnten. Franco glaubt, dass das alles in allem eine gute Entschädigung sei. "Am Ende sollen die Menschen besser leben können als vorher."

© Alexandra Endres



Bewohner des Wayúu-Reservats Provincial während einer Ratsversammlung

Provincial. Die 540 Wayúu aus dem Reservat von Provincial leisten Widerstand gegen Cerrejón. Sie leben seit Jahrzehnten neben der Kohlemine. Mittlerweile haben sich die Tagebaue ganz nah ans Dorf gefressen. Direkt neben der Zufahrt gähnt eine enorme Kohlegrube in der Erde. Nur die Ältesten können sich noch erinnern, wie es war, bevor die Kohle kam. Carmen Rosa Uriana zum Beispiel. "Wir konnten uns überall frei bewegen, um zu fischen und zu jagen", sagt sie. Mit den benachbarten Dörfern habe man getauscht, was man zum Leben brauchte, ergänzt der Gemeindevorsteher Luis Emiro Guariyu. Jetzt habe sich der Bergbau des Landes bemächtigt, "und wenn man nur in die Nähe der Umzäunung kommt, gilt man schon als Aggressor".

Die Wayúu sind überzeugt, dass die nahe Mine sie krank macht. "Wir können keine wissenschaftlichen Studien bezahlen", sagt eine Frau. "Aber unsere Realität sieht anders aus, als die glänzenden Unternehmensbroschüren es zeigen." Die Leute seien kränker als früher. Hautkrankheiten, Atemwegsbeschwerden, Haarausfall, Augenprobleme und Kopfschmerzen kämen häufiger vor.

Im fernen Deutschland weiß kaum jemand etwas über die Wayúu. Die Stromversorger erklären zwar, die Folgen des Bergbaus abschwächen zu wollen. RWE, E.on und Vattenfall engagieren sich darüber hinaus in der Initiative Bettercoal für weltweit bessere Standards. Doch es dauert lange, sich auf einen gemeinsamen Verhaltenskodex zu einigen. Derweil wächst der Energiehunger in Deutschland und der Welt weiter. Und aus der kolumbianischen Erde wird künftig wohl noch mehr Steinkohle geholt. Koste es, was es wolle.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2013/17/kolumbien-bergbau-kohle-umweltschaden>